



TOLUSE OLORUNNIPA / ROBERT SAMUELS

I CAN'T BREATHE

George Floyds Leben
in einer rassistischen Welt



S. FISCHER



Toluse Olorunnipa | Robert Samuels

»I can't breathe«

George Floyds Leben in einer rassistischen Welt

Aus dem Englischen von Henning Dedekind, Marlene Fleißig, Katja Hald,
Sigrid Schmid, Karin Schuler, Violeta Topalova und Gabriele Würdinger

 | E-BOOKS

Inhalt

- Triggerwarnung
- Einleitung: Blumen
- Teil I Perry
 - Kapitel 1 Ein ganz gewöhnlicher Tag
 - Kapitel 2 Zu hause
 - Kapitel 3 Wurzeln
 - Kapitel 4 Schule
- Teil II Big Floyd
 - Kapitel 5 Der Staat Texas gegen George Floyd
 - Kapitel 6 Fixierung
 - Kapitel 7 Du musst es allein schaffen
 - Kapitel 8 Wendepunkt
 - Kapitel 9 Die Realität kommt ins Spiel
 - Kapitel 10 Memorial Day
- Teil III Sagt seinen Namen
 - Kapitel 11 Nichts zu verlieren außer unseren Ketten
 - Kapitel 12 Hört mich schreien!
 - Kapitel 13 Zeugenaussage
 - Kapitel 14 Amerikas Hoffnung
- Danksagung
 - Robert Samuels
 - Toluse Olorunnipa
- Bemerkung der Autoren
- Bibliographie

Triggerwarnung

In diesem Buch wird rassistische Sprache
reproduziert.

Einleitung: Blumen

»Ich liebe dich.«

George Perry Floyd Jr. sagte dies zu Männern, Frauen und Kindern, zu Verwandten, alten Freund*innen und Fremden, zu Beziehungspartnerinnen, platonischen Bekannten und den Frauen, die irgendwo dazwischen lagen, zu hartgesottenen Gaunern und obdachlosen Junkies, zu Berühmtheiten und Nobodys aus dem Viertel.

Floyd sagte diesen Satz so oft, dass viele Freund*innen und Familienmitglieder keinen Zweifel an den letzten Worten hegten, die er zu ihnen sprach. Er beendete Telefongespräche mit dieser Redewendung und tippte sie in Großbuchstaben am Schluss von Textnachrichten.

»In Ordnung, meinetwegen, Mann«, sagte De’Kori Lawson, als er Big Floyd, wie er von seinen Freunden genannt wurde, zum ersten Mal diese Worte sagen hörte.

»Wir sprechen uns später, Mann.«

Im Laufe der Jahrzehnte lernte er Floyds Ernsthaftigkeit zu schätzen, als die beiden Menschen durch Waffengewalt, Drogenüberdosen, Polizeigewalt und andere Gefahren verloren, die junge Schwarze Männer wie sie erwarteten, die in einer rauen, oft lieblosen Wirklichkeit heranwachsen.

»D, ich liebe dich, Bro«, sagte Floyd zu seinem Freund bei ihrem letzten Telefonat im Frühjahr 2020.

»Ich liebe dich auch, Mann«, antwortete Lawson daraufhin.

»Wir haben immer gesagt, wir würden einander Blumen schenken, bevor wir sterben«, erinnert sich Lawson. »Und genau das zeigt, was für ein Mensch er war.«

In Floyds letzten Wochen zeigte sich angesichts des zerrütteten Zustands der Welt, wie wichtig es ist, Freund*innen Liebe und Blumen zu schicken, solange sie noch leben. Im Frühjahr 2020 wütete die COVID-19-Pandemie, der jeden Tag Tausende US-Amerikaner*innen zum Opfer fielen, die zahlreiche Unternehmen lahmlegte und Millionen von Menschen arbeitslos machte. Wie viele Schwarze Amerikaner war auch Floyd besonders anfällig für den gnadenlosen Ansturm der Pandemie. Bei ihm war eine asymptomatische Form der Viruserkrankung diagnostiziert worden. Obendrein hatte er seinen Job verloren, als der Club in Minneapolis, in dem er als Wachmann gearbeitet hatte, zwangsweise hatte schließen müssen.

Da sich der größte Teil des Landes im Lockdown befand, verbrachte Floyd einen Großteil seiner Zeit am Telefon, um mit alten Freund*innen zu plaudern und sich bei Verwandten in seiner Heimatstadt Houston zu melden. Er war drei Jahre zuvor von Texas nach Minneapolis gezogen, in der Hoffnung, sein Leben neu zu ordnen und sich von seiner Drogensucht zu befreien, doch hatte er erst kürzlich die Vorwahl seines Mobiltelefons von der 832 für Houston

in 612 geändert, ein Zeichen dafür, dass er sich seiner Wahlheimat in den »Twin Cities« nun verbunden fühlte. Eines dieser Telefonate führte er mit seinem Bruder Terrence, dessen zweijährige Tochter ihn an sein eigenes kleines Mädchen Gianna erinnerte.

»Meine kleine Nichte, oh Mann«, sagte Floyd am Telefon und bewunderte die Babyfotos, die Terrence ins Internet gestellt hatte. »Wenn ich wieder okay bin, hole ich Gianna hierher, und du bringst die Kleine mit, und dann können wir uns zum Spielen treffen.«

»Ich bin dabei«, antwortete Terrence.

»Alles klar, Bro, ich liebe dich«, sagte Floyd, bevor er auflegte.

Floyds Bemerkung darüber, dass er wieder »okay« werde, hätte sich auf eine ganze Reihe von Dingen in seinem Leben beziehen können. Seine Versuche, in Minnesota wieder auf die Beine zu kommen – mit dem Ziel, endlich das Sorgerecht für Gianna zu bekommen –, endeten oft als arge Fehlschläge. Andauernd stolperte er über seine eigenen Fehler und über Hindernisse, auf die er keinen Einfluss hatte, nicht zuletzt über eine Pandemie, die seine Einkommensquelle versiegen ließ.

Floyds emotionale Bekundungen waren für seine Geschwister nichts Neues. Als Teenager hielt Floyd inne, um seine Schwester Zsa Zsa zu umarmen und ihr zu sagen, dass er sie liebe, bevor er mit seinen Freunden das Haus verließ – gerade leise genug, damit die anderen Kinder es nicht mitbekamen.

Gemeinsam mit seiner Schwester LaTonya hatte Floyd als Kind Liebeslieder im Karaoke-Stil gesungen, und als sie in jenem Mai zum letzten Mal miteinander sprachen, schwelgten sie in Erinnerungen und stimmten ihre Lieblingsmelodie an:^[1] »Keep on Loving You« von REO Speedwagon aus dem Jahre 1980 – *And I'm gonna keep on lovin' you / Cause it's the only thing I want to do ...*^[2] Als junger Mann hatte Perry, wie ihn seine Familie nannte, hochfliegende Ambitionen. Er wollte Richter am Supreme Court, Profisportler oder Rap-Star werden. In den Monaten vor seinem Tod, als seine Welt aus den Fugen geriet, hatte er bescheidenere Ziele verfolgt: ein wenig Stabilität, einen Job als Lastwagenfahrer, eine Krankenversicherung. Doch in den letzten Sekunden seines Lebens, als er unter dem Knie eines *weißen* Polizisten erstickte, gelang es Floyd, noch einmal seine Liebe auszudrücken.

»Mama, ich liebe dich!«, schrie er vom Bürgersteig aus, wo seine Rufe »I can't breathe« (»Ich kann nicht atmen«) auf eine Gleichgültigkeit stießen, die so tödlich war wie Hass.

»Reese, ich liebe dich« – gemeint war sein Freund Maurice Hall, der bei ihm war, als er am Abend des Memorial Day in Handschellen abgeführt wurde.^[3]

»Sagt meinen Kindern, dass ich sie liebe!«

Diese Worte markierten das Ende eines Lebens, in dem Floyd immer wieder feststellen musste, dass seine Träume beschnitten, blockiert und zunichte gemacht wurden – nicht zuletzt wegen seiner Hautfarbe.

Wie Millionen anderer Amerikaner*innen sahen wir entsetzt zu, als das Video von Floyds Ermordung im Sommer 2020 in den Nachrichtensendungen und in den sozialen Medien gezeigt wurde. Die erschütternden Aufnahmen weckten in uns den Wunsch, nicht nur etwas über die verhängnisvollen 9 Minuten und 29 Sekunden zu erfahren, in denen er nach Luft rang, sondern auch einen Blick auf das Leben zu lenken, das ihnen vorangegangen war, und den Herzschlag der historischen Bürgerrechtsbewegung zu verstehen, die auf das Ereignis folgte.

Diese Mission führte uns an Orte, die wir ansonsten wohl nie besucht hätten. Dabei gingen wir zwei wesentlichen Fragen nach: Wer war George Floyd? Und wie war es, in seinem Amerika zu leben?

Bei der Beantwortung dieser Fragen mussten wir vor Schüssen in Deckung gehen, als wir mit seinem Mitbewohner am George Floyd Square waren, dem Erinnerungsort in Minneapolis an der Kreuzung, wo man ihn getötet hatte. Wir saßen beim Sonntagsessen mit seiner großen Familie zusammen und genossen den Blaubeerkuchen und die kandierten Süßkartoffeln, die er einst so gern gegessen hatte. Wir ließen uns von seinem Friseur, mit dem er seine tiefsten Ängste und Nöte geteilt hatte, die Haare schneiden. Wir zogen mit Floyds engsten Freunden durch Houstons Third Ward und hörten zu, wie sie über alte Erinnerungen lachten und ein tragisch verkürztes Leben beweinten. Wir besuchten mit seinem

Bruder die Kirche und mit seiner Freundin Tarot-Sitzungen, während sie alle versuchten, das Ganze zu verarbeiten, und saßen dann an ihrer Seite, wenn sie zusammenbrachen, weil es ihnen nicht gelang. Floyds Angehörige reagierten mit einer Offenheit und Transparenz, die uns einen lebhaften Eindruck von seiner Menschlichkeit vermittelten. Ihre Erinnerungen verdeutlichten den lähmenden Druck eines Systems, dem Floyd letztlich nicht entkommen konnte, auch wenn er immer wieder versucht hatte, sein Leben neu zu ordnen und seine Vergangenheit zu überwinden.

Insgesamt führten wir mehr als 400 Interviews, um dieses Bild von Floyds persönlicher amerikanischer Erfahrung zu zeichnen. Wir sprachen mit seinen sechs Geschwistern ebenso wie mit seinen Tanten, Onkeln, Vettern, Nichten, Neffen, Geliebten, Freund*innen, Arbeitgeber*innen, Lehrer*innen, Trainern, Mannschaftskameraden, Zellengenossen, Mitbewohner*innen, Berater*innen und vielen anderen mehr. Daneben befragten wir auch zahlreiche Personen, die Floyd nicht persönlich gekannt hatten, die jedoch mit den gesellschaftlichen Kräften vertraut sind, die seinen Weg bestimmten. Dutzende politischer Entscheidungsträger*innen, Professor*innen, Polizeichef*innen und anderer Expert*innen unterstützten uns bei der Darstellung der US-amerikanischen Institutionen, die den Verlauf von Floyds Leben prägten. Unsere Recherchereise führte uns auch zu

Augenzeug*innen, Gemeindevertreter*innen,
Bürgerrechtler*innen, Stadträt*innen,
Bürgermeister*innen, Gouverneur*innen, Senator*innen
und zum Präsidenten.

Mehr als ein Jahr waren wir in Houston, Minneapolis, Washington, D.C., und anderswo unterwegs – wir gingen durch die Straßen, in denen Floyd Freunde hatte sterben sehen, wir standen auf den Sportplätzen, auf denen er von sportlichem Ruhm geträumt hatte, wir hörten uns die Mixtapes an, auf denen er über seine Unsicherheiten rappte, wir lasen die Tagebucheinträge, in denen er sich über seine Verfehlungen ärgerte, wir saßen in den Therapiezentren, in denen er Erlösung gesucht hatte. Am Ende bekamen wir einen Eindruck davon, was George Floyd antrieb, von seinen persönlichen Grenzen und von seiner Seele.

Doch je mehr wir über Floyds Weg erfuhren, desto klarer wurde uns, dass sein Leben auch ein anschauliches Beispiel dafür ist, wie Rassismus in den USA funktioniert. Floyds Geschichte und die Geschichte seiner Familie verkörpern viele der sich gegenseitig verstärkenden und unerbittlichen Traumata, welche die Erfahrungen Schwarzer Amerikaner*innen seit vier Jahrhunderten prägen. In diesem Buch haben wir Floyds Kampf dokumentiert, als Schwarzer Mensch in den Staaten zu atmen, ein Kampf, der längst begonnen hatte, als ein Polizeibeamter ihm das Knie in den Nacken drückte.

Als George Floyd 1973 seine ersten Atemzüge tat, war die sogenannte »Jim-Crow-Diskriminierung« (nach dem Stereotyp eines tanzenden, singenden Schwarzen) in den USA einer dauerhafteren und heimtückischeren Form des Rassismus gewichen, einer systemischen Ausprägung, die sich direkt unter der Oberfläche der amerikanischen Gesellschaft abspielte. Die Ursprünge dieser Entwicklung reichen Jahrhunderte vor Floyds Geburt zurück.

Generationen seiner Vorfahr*innen hatten unter dem Übel der Sklaverei gelitten, unter ausbeuterischer Teilpacht, legaler Segregation und bitterer Armut vom Bürgerkrieg bis zur Ära der Bürgerrechte. Als er in den 1980er und 1990er Jahren heranwuchs, erlebte Floyd die Überreste dieses offenen Rassismus, der sich in den amerikanischen Institutionen festsetzte und sich auf eine Art und Weise verankerte, die oberflächlich betrachtet zwar weniger auffällig war, aber dennoch zu einer auf *race* basierenden Schichtung führte, die eher einem Kastensystem als einer leistungsorientierten Demokratie entsprach.

Floyd wuchs in einer der heterogensten Metropolen des Landes auf und lebte dennoch in einem Viertel, in dem rassistische Segregation herrschte, weil die Regierung dies so vorgesehen hatte. Das bröckelnde Wohnprojekt Cuney Homes, das älteste in Houston, war eine moderne Armutsfalle, aus der sich Floyd nur schwer befreien konnte. Er besuchte die Schulen in Houstons Third Ward, wo das öffentliche Bildungssystem Schwarze Jugendliche in unterfinanzierte Klassenzimmer steckte und manche,

darunter auch Floyd, zu der Überzeugung brachte, Sport wäre der einzige Weg zum Erfolg.

In Floyds Leben war die Polizei allgegenwärtig. Sie schikanierte, verhaftete und bedrohte ihn von seiner Kindheit an bis zu seinem Tod. Insgesamt wurde er im Laufe seines Lebens mehr als zwanzigmal festgenommen, darunter von mindestens fünf Beamt*innen, die später angeklagt wurden, gegen die Gesetze verstoßen zu haben, mit deren Durchsetzung sie eigentlich betraut waren. Floyd verbrachte fast ein Drittel seines Erwachsenenlebens hinter Gittern, in einer Zeit der Masseninhaftierung, die unverhältnismäßig viele Schwarze Menschen wegen gewaltloser Drogendelikte ins Visier nahm und ganze Gemeinden dezimierte.

Derek Chauvin – der Beamte, der Floyd tötete – war jahrzehntelang Polizist in einem Land, das mehr Menschen einsperrte als jedes andere. Seiner Laufbahn in den USA und der Geschichte der Polizeibehörde, die ihn für die Anwendung tödlicher Gewalt ausbildete, haben wir ein eigenes Kapitel dieses Buches gewidmet.

Schon seit langem hatte Floyd Angst, dass er durch Polizeigewalt sterben müsse, doch nun kämpfte er gleichzeitig an mehreren Fronten ums Überleben. Neben COVID-19 litt er an einer Reihe von Krankheiten, von denen vor allem Schwarze Menschen unverhältnismäßig stark betroffen sind: Klaustrophobie, Bluthochdruck, Angstzustände und Depressionen – Krankheiten, die

größtenteils unbehandelt blieben, ganz zu schweigen von seiner Drogenabhängigkeit.

Selbstkritisch räumte Floyd seine eigenen Fehltritte und Fehler ein, die ihm eine Rückkehr in die Gesellschaft erschwerten. Gegenüber Freund*innen beweinte er folgenschwere Entscheidungen und sprach über die Verzweiflung, die er oft verspürte.

»Ich habe meine Unzulänglichkeiten und meine Fehler«, sagte er in einem Video, das er in den sozialen Medien veröffentlichte. »Ich bin nicht besser als alle anderen.«^[4]

Unser eigenes Leben als Schwarze Amerikaner hat uns dabei geholfen, Floyds Wesen zu verstehen und uns in seine Erfahrungen hineinzusetzen – seine Unsicherheit wegen seiner Größe und Hautfarbe, sein Bewusstsein, dass seine bloße Anwesenheit bei Fremden manchmal Angst auslöste, seine Nervosität bei Begegnungen mit der Polizei, sein Gefühl, dass, wie er es einmal ausdrückte, »die Leute einen schnell abschreiben, aber sehr streng sind, wenn es darum geht, einen einzubeziehen«.^[5] Wir haben versucht, Floyds Erlebnisse im Kontext der zahllosen Kräfte zu sehen, die während seiner 46 Lebensjahre im Hintergrund wirkten, ohne ihn von seiner Verantwortung freizusprechen oder seine Handlungen zu entschuldigen.

Als Journalisten mit zusammen mehr als drei Jahrzehnten Berufserfahrung, die wir überwiegend bei der *Washington Post* sammelten, haben wir den Einfluss von Politik und Verwaltung auf das amerikanische Leben

dokumentiert, vom Weißen Haus und dem Kongress bis hin zu Gewerkschaftshäusern, Rinderfarmen, College-Step-Shows und Protesten gegen rassistische Diskriminierung im ganzen Land. Wir hatten Zugang zum riesigen historischen Archiv der *Post* für politischen Journalismus, was uns half, das breite Spektrum politischer Maßnahmen zu analysieren, die Floyds Leben beeinflussten, von den Black Codes des 19. Jahrhunderts, die es seinen versklavten Vorfahr*innen verboten, lesen zu lernen, bis zu den Drogengesetzen des 20. Jahrhunderts, die seine Abhängigkeit kriminalisierten. Darüber hinaus profitierten wir vom wertvollsten Kapital der *Post*: ihren Mitarbeiter*innen. Diese Biographie wäre nicht möglich gewesen ohne die Originalberichte der preisgekrönten *Post*-Serie »George Floyd's America«, die mehr als 150 Interviews über Floyds Leben und dessen Rahmenbedingungen enthielt.

Auf den folgenden Seiten finden einige der journalistischen Beiträge ihren Niederschlag, die unsere Kolleg*innen gemeinsam mit uns für diese sechsteilige Serie verfasst haben: Tracy Jans Reportage über die Wohnungspolitik, Laura Mecklers Geschichte über Floyds Bildungsweg, Arelis R. Hernández' Beitrag über Floyds Begegnungen mit der Polizei, der Artikel von Cleve R. Wootson Jr. über Floyds Erlebnisse im Gefängnis und Griff Wittes Analyse der historischen Hintergründe von Floyds Lebensweg. Dutzende anderer Journalist*innen der *Washington Post*, insbesondere Holly Bailey, die über den

Aufstand in Minneapolis und den Mordprozess gegen Chauvin berichtete, trugen ebenfalls zu dem journalistischen Material bei, das die Grundlage für das vorliegende Buch bildete.

Das Bild, das sich aus der Artikelserie und unserer anschließenden einjährigen Recherche ergab, ist das eines Mannes, der sich trotz aller Widrigkeiten Hoffnung und Optimismus bewahrte und dem es gelang, im Tod das zu erreichen, was er im Leben so verzweifelt angestrebt hatte: die Welt zu verändern.

Während des erhitzten, von Aktivismus geprägten Sommers, der auf Floyds Tod folgte, wurde sein Name von Präsident*innen, Premierminister*innen und dem Papst genannt. Sein Bild erschien als Wandmalerei und in Museen auf der ganzen Welt. Aus dem Menschen George Floyd wurde ein Symbol. Seine posthume Bekanntheit zwang sowohl diejenigen, die ihn gut gekannt hatten, als auch Fremde, die ihn nur hatten sterben sehen, dazu, den Menschen, das Symbol und die Systeme, die seine Ambitionen ausgebremst und seine Chancen geschmälert hatten, unter einen Hut zu bringen.

Gesetzgebende Instanzen, Polizeibehörden und Unternehmen beriefen sich auf seinen Namen, wenn sie sich öffentlich mit dem Kampf gegen Rassismus in Verbindung bringen wollten. Kongressabgeordnete hefteten seinen Namen an Gesetze, mit denen die Übel des amerikanischen Rassismus bekämpft werden sollten.

Sein Name wurde zum Schlachtruf einer Bewegung, die erklärte, dass Leben wie das seine zählten.

*Weiß*e Mütter aus den Vorstädten gingen zusammen mit armen Schwarzen Jungen auf die Straße, um zu fordern, dass ihr Land sie gleich behandle. Gemeinsam riefen sie: »Sagt seinen Namen!« Dann kamen sie ihrer eigenen Aufforderung mit Wut, Frustration und Entschlossenheit nach.

Sein Name, so verkündeten sie, ist George Floyd.

Teil I

Perry

Kapitel 1

Ein ganz gewöhnlicher Tag

»Es ist Memorial Day. Habt ihr alle Lust, zu grillen?«

George Perry Floyd Jr. war nicht besonders geschickt im Braten von Burgern, aber er war froh, dass seine Freundin Sylvia Jackson diese Abwechslung vorschlug. Die COVID-19-Pandemie hatte ihn arbeitslos und lustlos gemacht, zu einem Schatten des geselligen Menschen, den seine Freund*innen und Familie einst kannten. Er hatte versucht, nicht noch mehr Zeit in der Dunkelheit zu verbringen und dadurch die Sucht zu nähren, der er scheinbar nicht zu entkommen vermochte.

Jacksons bescheidenes Haus im Norden von Minneapolis diente ihm als familienfreundliche Zuflucht. Im Mai 2020 verbrachte Floyd die meisten Tage auf ihrer Couch und schaute mit ihren drei Mädchen *iCarly* und *Mickey Mouse Clubhouse* im Fernsehen an. Ein anderes Mal half er ihr, TikTok-Videos zu erstellen, in der Hoffnung, dass sie eines Tages viral gehen würden.

»Komm, das filmen wir«, sagte sie, dann tanzte sie in ihrer Küche zur Musik von Mariah Careys »Fantasy«. Floyd blickte mit gespielter Ernsthaftigkeit in die Kamera.

Oft gesellten sich zwei Freunde zu ihnen, die mit ihnen bei der Heilsarmee gearbeitet hatten, ein Quarantänequartett, das sich gegenseitig Gesellschaft leistete, während sie darauf warteten, dass die Welt wieder in Ordnung kam. Die zweiunddreißigjährige Jackson verdrehte die Augen, wenn Floyd mal wieder von Chopped and screwed erzählte, dem Hip-Hop-Genre, das in seiner Heimatstadt Houston entstanden war. Abends redete Floyd während des Films, den sie sich ansahen, und überhäufte sie danach mit Fragen zur Handlung. Ihre Töchter liebten Camping, also bauten sie manchmal Zelte auf und schliefen unter den Sternen. In anderen Nächten warfen sie Hamburger und Hot Dogs auf den Grill und spielten Musik. Das war auch der Plan für den 25. Mai 2020, den Tag, an dem George Floyd sterben würde.

An jenem Tag war Jackson für eine Acht-bis-Zwei-Schicht als Wachpersonal eingeteilt, daher beauftragte sie Floyd damit, etwas Feuerzeugbenzin und Holzkohle zu besorgen. Sie gab ihm die Schlüssel zu ihrem Auto, einem dunkelblauen Mercedes-Benz-SUV von 2001, und 60 Dollar, um das Material zu bezahlen.

»Ich bin um etwa 15 Uhr wieder zu Hause«, sagte sie zu ihm.

Jackson vertraute Floyd; sie hatte ihm das Auto schon einige Male geliehen. Floyd hatte nichts anderes vor, also

rief er gegen 10 Uhr morgens seinen Freund Maurice Hall an, um zu fragen, ob er mit ihm abhängen wolle. Viele von Floyds Freund*innen hatten ihn vor dem zweiundvierzigjährigen Hall gewarnt, der mit Drogen handelte und abwechselnd im Hotel und in seinem Auto schlief, um einem Haftbefehl zu entgehen. Floyd hatte jahrelang versucht, von den Drogen loszukommen, aber Hall war in dieser leeren Phase seines Lebens eine Art Seelenverwandter für ihn. Die beiden Männer rauchten Gras oder schluckten Pillen, deren Wirkung Floyd mit dem Schmerzmittel Tylenol milderte.

Das war nicht gerade das Leben, das sich die beiden vorgestellt hatten, als sie Houstons Third Ward verlassen hatten und nach Minneapolis gezogen waren, in der Hoffnung, ihre Sucht zu besiegen und sich etwas aufzubauen. Hall sagte zu Floyd, er habe das Gefühl, seine Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben. Offene Haftbefehle hatten ihn in den Untergrund getrieben, und er wollte sich nicht der Polizei stellen – er war jetzt Vater, mit sommersprossigen, lockigen Kindern, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, weit weg von ihnen eingesperrt zu sein. Floyd konnte sich in Halls Lage hineinversetzen: Er fühlte sich schuldig, so weit von seiner kleinen Tochter Gianna entfernt zu sein.

Am anderen Ende der Leitung erzählte Hall seinem Kumpel Floyd, er habe den ganzen Tag lang Besorgungen zu erledigen, und schlug vor, dass sie seine Aufgabenliste gemeinsam abarbeiteten. Hall wollte unbedingt mit dem

Mercedes fahren. Er lieh sich gelegentlich den alten Lastwagen eines Freundes, seit eine Frau, mit der er in seinem Hotelzimmer etwas gehabt hatte, mit seinem Auto weggefahren war und seine Kleider, Schuhe und Videospiele mitgenommen hatte.

Hall schlug Floyd vor, sich bei dem Optikergeschäft LensCrafters im Einkaufszentrum Rosedale Commons an der Interstate 35 im nahe gelegenen Roseville zu treffen. Floyd könnte ihn dann zu seinem Hotel begleiten, um die Fahrzeuge zu tauschen.

»Was soll das heißen, ich kann nicht reinkommen?«, sagte Floyd zu dem Verkäufer, als er bei LensCrafters eintraf und aufgrund der COVID-19-Regeln des Geschäfts abgewiesen wurde.

Hall kaufte eine Brille mit durchsichtigem Gestell und ging dann nach draußen, wo er Floyd in einem schmutzigen Tanktop und einer blauen Jogginghose sah.

»Was geht, Alter?«, sagte Hall, und die beiden schüttelten sich die Hand.

Es war inzwischen kurz vor Mittag, also hielten sie bei einem Wendy's auf der anderen Straßenseite. Hall bestellte einen Burger mit Zwiebelringen, Floyd einen Dave's Double. Nachdem sie das Essen zum Mercedes getragen und die Sandwiches ausgepackt hatten, zückte Floyd sein Handy, um Hall einen neuen Trend in der Welt des Southern Hip-Hop zu zeigen.

»Kennst du Sassa-Walking?«, fragte Floyd.

Die Männer aßen ihre Burger und sahen sich Musikvideos zu dem neuen Sound an, der die schweren, düsteren Beats der Chopped-and-screwed-Songs enthielt, aber von den Rapper*innen mit leichteren, schnelleren Reimen versehen wurde. Manche Videos zeigten den Tanz selbst, der Salsaschritte mit Beckenschwüngen kombinierte.

»Das wird ein Riesending«, sagte Floyd.

Als Nächstes brachten sie Halls geliehenen Lastwagen zurück und entspannten sich in seinem Hotelzimmer im Embassy Suites in Brooklyn Center, gleich auf der anderen Seite des Mississippi. Sie aßen Cheetos, während Hall auf einige Käufer*innen wartete, die Drogen abholen wollten.

Nachdem jemand vorbeigeschaut hatte, um sich ein paar Pillen zu besorgen, wollte Hall zeigen, wie erfolgreich er geworden war. Er holte 2000 Dollar in bar heraus und sagte zu Floyd, dass er das ganze Geld in einer einzigen Nacht verdient habe. Dieses Spektakel war mehr als Angeberei. Hall dachte, er hätte eine Lösung für Floyds Dauermalaise gefunden, und hoffte, dass Floyd seine Kontakte in Houston nutzen könnte, um sein Drogengeschäft anzukurbeln. Er sagte, er könne Floyd eine große Chance bieten. Floyd hatte keinen Job; Hall wiederum hatte eine rege Klientel, die bereit war, zu zahlen.

Floyd dachte jedoch nicht lange über diese Idee nach, erinnerte sich Hall. Er wollte nicht, dass das Drogengeschäft jemals wieder zu seinem Leben gehörte. Er

wusste, dass er nicht zum Dealer taugte. Zudem war sein letzter Gefängnisaufenthalt so traumatisierend gewesen, dass er Angst vor den möglichen Konsequenzen hatte, sollte er wieder in etwas verwickelt werden.

Hall lieferte auch an Käufer*innen in verschiedenen anderen Stadtteilen Drogen aus, weshalb er besonders froh war, Big Floyd dabeizuhaben. Hall war zu paranoid geworden, um selbst zu den Drogenschäften zu fahren, und er dachte, Floyd könnte das für ihn übernehmen. Sie machten sich auf den Weg zu einem anderen Hotel, das etwa 35 Kilometer südlich in Bloomington lag. Dort aßen sie Sandwiches und tranken Minute Maid Tropical Punch. Hall erinnerte sich, dass Floyd Gras rauchte, Fentanylpulver schnupfte und Tylenol einnahm.

Während Hall Anrufe von potenziellen Kund*innen entgegennahm, war Floyd selbst mit seinem Telefon beschäftigt. Eine der Personen, mit denen Floyd an diesem Tag kommunizierte, war Shawanda Hill, eine ehemalige Geliebte.

»Ich will dich sehen«, schrieb sie ihm.

Als Jackson zu ihrem Haus auf der Nordseite zurückkehrte, fand sie dort keine Holzkohle, kein Feuerzeugbenzin, kein Auto und keinen Floyd vor. Besorgt über die Abwesenheit ihres Freundes rief sie ihn an, um sich zu erkundigen.

»Wo bist du?«, fragte Jackson.

»Ich bin unterwegs zu meinem Mädchen«, sagte Floyd.

»Ich bin heute Abend zurück.«

Es wurde allmählich Abend, und Hall wollte noch Kleider in der Reinigung abgeben, ein neues Handy besorgen und ein Tablet kaufen. Er dachte, er könne dazu in einem Eckladen auf der Southside von Minneapolis, CUP Foods, vorbeischaun, welcher dafür bekannt war, dass man dort Elektroartikel günstig kaufen und verkaufen konnte. Floyd war ein vertrautes Gesicht bei CUP – die Betreiber sagten, er sei ein- oder zweimal pro Woche vorbeigekommen.

Er sagte seiner Ex-Geliebten, dass er auf dem Weg zum Laden sei. Die fünfundvierzigjährige Hill freute sich über diese Nachricht – sie musste ohnehin eine neue Batterie für ihr Handy kaufen und hoffte, ein wenig Zeit mit Floyd zu haben, bevor sie ihre Enkelin abholte, auf die sie an diesem Tag aufpassen wollte. Hill stieg in einen Bus der Linie 5 ein und fuhr zur Ecke East Thirty-Eight Street und Chicago Avenue.

Hall und Floyd kamen zuerst bei CUP Foods an. Hall begab sich in den hinteren Teil des Ladens, außerhalb der Sichtweite der Sicherheitskameras, und kaufte ein Tablet für 180 Dollar. Der Geschäftsführer sagte, sie bräuchten etwas Zeit, um die Festplatte zu säubern. Anstatt zu warten, fuhren Hall und Floyd etwa anderthalb Kilometer nach Norden, zur Lake Street, wo Hall sich ein iPhone 7 kaufte.

Es war kurz vor 19.30 Uhr, als die beiden Freunde zu CUP zurückkehrten. Floyd parkte den Mercedes auf der anderen Straßenseite, und Hall ging hinein, um sein Tablet abzuholen. Er ging durch die langen, schmalen Gänge des

Ladens, vorbei an Obst- und Gemüseregalen bis zur Elektronikabteilung, wo in verschlossenen Glasvitrinen Tablets, Laptops und Prepaid-Handys in leuchtend grünen Schachteln ausgestellt waren. Der Verkäufer erklärte Hall, dass er ihm das Geld zurückerstatten müsse, weil er nicht in der Lage gewesen sei, die alten Dateien vollständig zu löschen. Als Floyd ein paar Minuten später hereinkam, überlegte Hall immer noch, ob es vielleicht noch andere Optionen gäbe. Floyd schlenderte durch den Laden, kramte in seiner Tasche nach Bargeld und grüßte fast jeden Angestellten, dem er begegnete.

Floyd bahnte sich seinen Weg durch die Gänge, vorbei an Regalen mit Oreo-Keks und Little-Debbie-Snacks. Dann schnappte er sich eine halb verfaulte Banane und sagte etwas zu einem jugendlichen Kassierer, bevor er sich in einem Lachanfall krümmte. Der Kassierer, dessen Vater einer der Geschäftsinhaber war, blickte verwirrt drein, zuckte dann aber mit den Schultern und deutete schmunzelnd mit dem Finger auf Floyd, also wollte er sagen, »guckt euch nur diesen Kerl an«.

Christopher Martin, ein anderer Teenager hinter der Kasse, fiel sofort Floyds Statur auf – 2 Meter groß, mehr als 100 Kilogramm schwer, mit ausgeprägtem Bizeps –, die durch das enganliegende schwarze Tanktop, das er trug, noch betont wurde.^[1] Martin fragte ihn, ob er Baseball spiele.

Floyd stotterte und brabbelte einen Moment lang vor sich hin, bevor er antwortete, er spiele Football. Martin,

groß, schlank und *light skinned*, hatte schon öfter betrunkene und bekiffte Kund*innen in den Laden kommen sehen, und er dachte, Floyd sei möglicherweise berauscht.

Um diese Zeit betrat Hill den Laden und erblickte Floyds muskulöse Silhouette.

»Oh mein Gott, Floyd«, sagte sie.

»Baby«, sagte Floyd, »gerade habe ich an dich gedacht.«

Er schlang seine Arme um sie, und sie küsste ihn dort, wo ihre Lippen seinem Körper begegneten: auf die Brust, im Ausschnitt seines Tanktops. Hill war jedoch überrascht, Floyd in diesem Outfit zu sehen, denn sie wusste, dass seine Mutter ihm eingeschärft hatte, stets ordentlich gekleidet nach draußen zu gehen. Sie fragte, warum er ein Tanktop und weite Hosen trage.

»Ich war unterwegs«, erklärte Floyd. Außerdem habe er vor den ganzen Besorgungen mit Hall Basketball gespielt.

Floyd schlug vor, dass sie vielleicht in einen Park gehen und Neuigkeiten austauschen könnten. Als Hill ihm sagte, dass sie auf ihre Enkelin aufpassen müsse, bot Floyd ihr an, sie dorthin zu fahren. Hill schmunzelte.

»Ich dachte, wir könnten uns ja ein bisschen amüsieren«, erinnerte sie sich.

Hill und Hall waren sich zuvor noch nie begegnet, aber das Trio verließ schließlich gemeinsam den Laden. Bevor sie gingen, kaufte Floyd noch eine Schachtel Mentholzigaretten.

»Er gab ihm das Geld, und ich sah, wie sie das Geld nahmen«, sagte Hill. »Sie gaben ihm die Zigaretten und

das Wechselgeld. Wir gingen aus dem Laden, stiegen ins Auto und redeten, ich weiß nicht, gute acht Minuten lang...«

Zurück im CUP Foods hob Martin den 20-Dollar-Schein über seinen Kopf und hielt ihn gegen eine Lampe. Er bemerkte, dass er den bläulichen Farbton eines 100-Dollar-Scheins hatte und vermutete, dass es sich um eine Fälschung handelte. Er nahm den Schein und zeigte ihn seinem Chef, der ihn bat, nach draußen zu gehen und Floyd zurück in den Laden zu rufen. Da Floyd Stammkunde bei CUP war, ging der Manager davon aus, dass es sich um ein Missverständnis handele, das ein alter Bekannter gern ausräumen würde.

Im Mercedes merkten Hill und Hall, dass Floyd von den Aktivitäten des Tages erschöpft war. Während sie sich unterhielten, schlief er auf dem Fahrersitz ein – eine Eigenart, die seiner Clique zufolge typisch für ihn war. Hall wurde nervös. Da die Ecke für Gang-Aktivitäten bekannt war, wollte er nicht die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich ziehen.

»Wir müssen hier weg«, sagte Hall.

In diesem Moment näherten sich Martin und ein weiterer junger Mitarbeiter von CUP auf der Beifahrerseite dem Auto. Sie sagten Hall, dass der Chef sie sehen wolle, weil das Geld gefälscht sei.

»Das habe ich ihm nicht gegeben«, sagte Hall.

Die Verkäufer deuteten auf Floyd, der immer noch in sich zusammengesunken war und gegen den Schlaf ankämpfte,

als den Schuldigen.

»Floyd, hast du das wirklich getan?«, fragte Hill erstaunt, denn Floyd war nicht dafür bekannt, dass er andere um Geld betrog.

»Warum passiert das ausgerechnet mir?«, sagte Floyd, bevor er die Aufforderung, wieder hineinzugehen, zurückwies. Martin gab auf und ging mit dem anderen Angestellten weg.

Einige Minuten später kehrte Martin mit zwei weiteren Angestellten zum Auto zurück und forderte Floyd erneut auf, in den Laden mitzukommen. Hill und Hall waren jedoch der Meinung, dass Floyd zu erschöpft gewesen war, um zu verstehen, was vor sich ging.

»Wir haben immer wieder versucht, ihn aufzuwecken«, erinnerte sich Hill.

Hill durchsuchte ihre Taschen, hatte aber kein Bargeld mehr bei sich. Sie entschuldigte sich bei den Angestellten und versprach, dass Floyd mit dem Manager sprechen werde, sobald er aufgewacht sei.

Nach ein paar Minuten kam Floyd wieder zu sich. Er schüttelte sich und kramte in seinen Taschen nach den Autoschlüsseln.

»Floyd, hör zu, dieser kleine Junge da hat behauptet, das Geld wäre nicht echt«, sagte Hill zu ihm. »Sie werden gleich die Polizei rufen.«

Das hatten sie bereits getan. Sie warf einen Blick über die Straße und sah zwei Polizisten in den Laden gehen. Minuten später kamen sie wieder heraus.

»Die sind ganz schön nervös«, sagte einer der Beamten zu seinem Partner, als sie sich dem Auto näherten. Er nahm seine Taschenlampe zur Hand.

Im Inneren des Fahrzeugs war Floyd in Panik geraten und suchte immer noch nach den Schlüsseln. Hall geriet ebenfalls in Panik, weil er Drogen im Auto hatte, die er verstecken musste.

»Ich versteckte und verstaute alles«, erinnerte sich Hall. »Das Nächste, was ich weiß, ist, dass der Polizist auf seiner Seite ist, und man hört nur noch *bamm!*«

Als die Taschenlampe gegen das Fenster schlug, wandte sich Floyd dem Polizisten zu – mit dem verängstigten Blick eines Mannes, dessen Mutter ihm erzählt hatte, was passieren kann, wenn ein Schwarzer Mann an den*die falsche*n Polizist*in gerät.

Kapitel 2

Zu hause

Solange sich irgendjemand erinnern kann, wollte George Perry Floyd Jr., dass die Welt seinen Namen kannte.

Er war jung, arm und Schwarz in Amerika – eine Formel für Bedeutungslosigkeit in einer Gesellschaft, die dazu neigte, Jungen wie ihn an ihren Rand zu drängen. Aber er versicherte allen in seinem Umfeld, dass er eines Tages einen bleibenden Eindruck hinterlassen werde.

Als Kind zeigte er den Menschen auf einfache Weise, wenn er ernstgenommen werden wollte: Er berührte sie am Unterarm und schaute ihnen in die Augen, um sicherzustellen, dass er ihre volle Aufmerksamkeit bekam. Daher hielt auch seine Schwester Zsa Zsa eines Tages inne, als der dreizehnjährige Floyd ihren Arm ergriff.

»Schwesterchen«, sagte er. »Ich will die Welt nicht beherrschen, ich will die Welt nicht regieren. Ich will etwas in der Welt bewegen.«

Zsa Zsa stand fassungslos da, als Floyd wegging, ohne dies näher auszuführen – eine weitere Taktik, die er anwandte, wenn er etwas deutlich machen wollte. Doch es überraschte sie nicht. Floyd schien immer zu versuchen, irgendwohin zu gehen, etwas anderes zu finden, seinen Umständen zu entkommen, um an einen besseren Ort zu